

Pfarrerinnen und Pfarrer als Narren

Alexander Deeg

*1972 geboren; seit 2011 Professor für Praktische Theologie in Leipzig und Leiter des Liturgiewissenschaftlichen Instituts der VELKD; Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind: (Dramaturgische) Homiletik (gemeinsam mit Martin Nicol, Erlangen), Kultur und Gottesdienst – Kunst und Kirche, homiletische und liturgische Bibelhermeneutik.**

Uralt ist das Bild vom Pfarramt als Hirtenamt. Bis heute werden nicht nur freikirchliche Pfarrer als Pastoren bezeichnet. In der neueren und neuesten Pastoraltheologie wird das Pfarramt kirchenamtlich zwar weiterhin im Gefolge der Reformation als »Dienst am Wort« begriffen. Jedoch gerieten empirisch-praktische Einsichten immer mehr ins Blickfeld. Diese brachten wesentliche und weiterführende Erkenntnisse, trugen aber auch zu einer immer weitergehenden Ausdifferenzierung der pfarramtlichen Tätigkeiten und teilweise zu einer nicht geringen Rollendiffusion bei. »Wer bin ich eigentlich als Pfarrerin/Pfarrer?«, so fragen viele. Auf diesem Hintergrund schlage ich vor, in Anlehnung an das Buch »Preaching Fools« (2012) des nordamerikanisch/südafrikanischen Autorenteam Charles Campbell und Johan Cilliers den Pfarrer im Modell des Narren neu wahrzunehmen.

Der Titel ist doppeldeutig und im Deutschen kaum übersetzbar. »Preaching Fools« kann als Satz mit Subjekt und Prädikat verstanden werden (»Das Predigen narrt ...«), aber auch als Substantiv mit partizipialem Adjektiv (»Predigende Narren«). Das Leitmotiv des Buches lautet: »The gospel is foolishness. Preaching is folly. Preachers are

* Bearbeitung meines Beitrages »Von der Torheit des evangelischen Pfarramts oder: Der Narr als pastorales Modell«, in: K.KEMNITZER/A.VON HEYL (Hg.), Modellhaft Denken, in der Praktischen Theologie (FS Klaus Raschok), Leipzig 2014, 25-36; ebd. auch die hier nicht nachgewiesenen Barth-Zitate.

fools.« Die beiden Homiletiker greifen unter anderem auf das Modell der Liminalität zurück. Der predigende Narr lebt als »Narr um Christi Willen« (1.Kor 4,11) eine liminale Existenz, unterbricht seine Zuhörer in ihrem Alltag und führt auch sie durch seine Rede an die Grenze(n) zwischen der alten und der neuen Zeit. Meines Erachtens wird es in Aufnahme dieser Überlegungen möglich, das, was »Pfarr-Amt« im reformatorischen Sinn meint, gegenwärtig neu zu entdecken. Es ist in vieler Hinsicht »närrisch«, was ein Pfarrer im Kernbereich seines Amtes (vgl. CA V) tut: Er sucht beständig nach Sprache für das, worüber man nicht reden kann; er bewegt sich dauerhaft an der Grenze dessen, was verständigen Menschen noch einleuchtet, und dessen, was »höher ist als alle Vernunft« (Phil 4,7); er praktiziert ritualisierte Handlungsformen, deren Funktionalität sich nicht in einem kausallogischen Zusammenhang ergründen lässt (er tauft und vertraut darauf, dass sich durch das Wasser der Taufe und den Glauben des Menschen die Existenz grundlegend verwandelt, er bezeichnet eine Oblate beziehungsweise ein Stück Brot und einen Schluck Wein als Leib und Blut Christi ...); er vertraut darauf, dass die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel trotz ihres Alters und ihrer Menschlichkeit das Potential haben, immer neu zu Gottes Wort zu werden; ja, dass sogar seine eigenen Worte als Wort der Predigt zu diesem göttlichen Wort werden können und so die Welt verändern.

Auf drei Beispiele unserer europäischen Tradition möchte ich hinweisen und diese in Verbindung mit den Überlegungen von Campbell und Cilliers bringen. Ein Gegenmodell gegen die kulturprotestantisch-bildungsbürgerlichen Pfarrerbilder haben Eduard Thurneysen und Karl Barth in ihren Safenwiler und Leutwiler Jahren erstritten und

gelebt. »Als Dorfweise oder Stadtweise ... sind wir im Grunde unerwünscht, überflüssig und lächerlich«, so Barth. Anstatt Weise sein zu wollen, sollten sich die Pfarrer als Prediger lieber die – nein: nicht Narren, sondern – Propheten zum Vorbild nehmen und sich fragen:

»Was tust du, du Mensch, mit Gottes Wort auf deinen Lippen? Wie kommst du zu dieser Rolle des Mittlers zwischen Himmel und Erde? Wer hat dich befugt, dich dahin zu stellen und religiöse Stimmung zu erzeugen? ... Mose und Jesaja, Jeremia und Jona haben wahrhaftig gewußt, warum sie sich in diese Situation des Predigers nicht begeben wollten. Kirche ist eigentlich eine Unmöglichkeit. Pfarrer kann man eigentlich nicht sein.«

Und wenn man doch Pfarrer ist? Dann müsse man bei allem pastoralen Reden wissen, dass man nur auf einem schmalen Felsgrat unterwegs sein könne, so schmal, dass man darauf nur gehen, nicht aber stehen könne.

»Auf der einen Seite des Grats liegt der dogmatische Weg eines naiv-unkritischen Supranaturalismus, auf der anderen Seite liegt der kritische Weg, auf dem immer nur in Negationen von Gott geredet oder geschwiegen werde. Der dialektische Weg auf dem Grat bedeutet ein grauenerregendes Schauspiel für alle nicht Schwindelfreien.«

Der Grat bei Barth erinnert an die Grenze in der närrischen Liminalität bei Campbell/Cilliers; die Notwendigkeit des ständigen Unterwegsseins entspricht der Abkehr von jeder festgefügtten theologischen Gewissheit (iron theology). Allerdings fehlt den Barth'schen Äußerungen aus seiner dialektischen Phase die spätere Einsicht in den Humor, der notwendig zum Sein des Christenmenschen (und Theologen!) gehört. Eine im Sinne des späten Barth humorvoll modifizierte

Gratwanderung – das wäre wohl ein Weg, der dem nahe käme, was Campbell/Cilliers als pastoraltheologischer Habitus vorschwebt.

Das Pfarrerbild der Dialektischen Theologie erwies sich zwar für viele als faszinierend, war aber in der Praxis augenscheinlich kaum durchzuhalten. So wurden aus den dialektisch auf dem Grat Balancierenden in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erneut dogmatisch Kundige. Der Weise zog wieder ein – nun freilich nicht als Lebensweiser, sondern als Experte der dogmatischen Tradition und Exegese – mit den bekannten Konsequenzen der Leblosigkeit, Langeweile und gespenstischen Monotonie auf den Kanzeln.

Das zweite Beispiel sehe ich in Ernst Langes Pastoraltheologie, die sich im Kontext des hier Vorgestellten durchaus im Rückblick als »narrische« Neubestimmung pastoraler Existenz beschreiben. Der Pfarrer verlässt das, was ihm traditionell Sicherheit bietet: die dogmatische Korrektheit, das Kirchengebäude, den Talar. Er begibt sich an liminale Orte (die »Ladenkirche«), sucht das Gespräch mit denen »am Rand« und wird selbst zu einer transgressiven Figur, die nach der Weltwirklichkeit Gottes in der Gesellschaft der Gegenwart fragt.

Es scheint mir fruchtbar, an dieser Stelle gegenwärtig weiterzudenken und so einen Ausweg aus der pastoralen Alternative zu weisen, entweder ein funktionierendes Rädchen im Getriebe der Organisation Kirche zu sein oder irgendeine andere Pfarrerrolle zu übernehmen. Entscheidend scheint mir eine pastorale Reflexion des Pfarr-Amtes auf dem Hintergrund eines Habitus pastoraler Torheit. Dass dies alles andere bedeutet als eine Absage an die Intellektualität des evangelischen Pfarramts, versteht sich hoffentlich von selbst. Erst die geistig-intellektuelle Freiheit und Distanz ermöglicht eine narrische Existenz,

eine pastorale Unangepasstheit und Frechheit, die gerade in einer sich mehr und mehr als Organisation verstehenden Kirche meines Erachtens unerlässlich ist. Eine Organisation, die es sich leistet an der nach außen am intensivsten wahrgenommenen Schaltstelle »Narren« zu beschäftigen, wäre in vieler Hinsicht eine betriebswirtschaftliche Unmöglichkeit, ist theologisch aber eine kirchliche Notwendigkeit. Es braucht den Narren in der kirchlichen Organisation, damit diese nicht sich selbst dient, sondern offen bleibt und auf der Grenze lebt.

Das dritte Beispiel liegt in der Persönlichkeit des im Frühjahr 2013 neu gewählten Papstes Franziskus. An die oberste Stelle in der katholischen Hierarchie hat das Konklave im Frühjahr 2013 nämlich einen »Narren« (in dem hier vorgestellten Sinn!) gewählt. Einen, der die Wartenden auf dem Balkon mit einem »Buona sera« begrüßt und dann darum bittet, dass die für ihn beten, die doch eigentlich gekommen sind, um seine Worte zu hören und seinen Segen zu empfangen. Einen, der sich in Lampedusa an die Grenzen wagt und Protokolle sowie Sicherheitsbestimmungen über den Haufen wirft. Einen, der durch Worte und vor allem auch durch Gesten eine radikale Hinwendung zu denen »am Rand« zeigt. Einen, der sich selbst verletzlich macht und auf das gepanzerte Fahrzeug verzichtet. In dem großen Interview mit *La Civiltà Cattolica* vom August 2013 zeichnet er das Bild einer offenen Kirche, die sich auf die Grenzen zubewegt, einer Kirche, »die neue Wege findet, die fähig ist, aus sich heraus und zu denen zu gehen, die nicht zu ihr kommen, die ganz weggegangen oder die gleichgültig sind«. Und er beschreibt die prophetische Rolle der Kirche als närrische Rolle: »Prophet zu sein, bedeutet manchmal, laut zu sein – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Prophetie

macht Lärm, Krach – manche meinen ›Zirkus‹. Aber in Wirklichkeit ist es ihr Charisma, Sauerteig zu sein.« Mit seinen ›närrischen‹ Worten und Gesten hat er in wenigen Monaten die Kirche verändert, ich denke nicht nur die katholische.